

**„Über das, was ich Bibliotheken verdanke“  
Dank für den dbv-Publizistenpreis - Helmut-Sontag-Preis**

22. September 2008

Joachim Güntner

Sehr geehrte Frau Beger, lieber Herr Ruppelt, lieber Herr Peschers,  
verehrte Damen und Herren Bibliothekare, liebe Musiker, liebe Anwesende,

der Deutsche Bibliotheksverband macht mir mit der Verleihung seines Publizistenpreises eine große und ungewohnte Freude. Normalerweise sitze ich bei schönen Veranstaltungen wie dieser heute bei Ihnen unten in den Reihen, den Notizblock im Schoß und den Stift in der Hand. Als Preisträger auf einem Podium zu stehen ist ein Hochgefühl, an das ich mich noch gewöhnen muss. Ich habe aber den Eindruck, dass die Chancen für diese Gewöhnung recht gut stehen.

Kulturjournalisten sind oft genug an Preisverleihungen, um zu wissen, dass man sich bedankt. Auch, wie man das tut. Ist der Preis mit einem Namensgeber verknüpft, darf man nicht versäumen, die Dankesrede unter stetem Bezug auf dessen literarisches oder publizistisches Werk zu entwickeln. Vier Treffer ergab die Suche nach Helmut Sontag im Katalog der Nationalbibliothek in Leipzig. Vielversprechend wirkte der von ihm herausgegebene Band mit dem Titel „Aus der Chronik der Universitätsbibliothek 1884-1984“. Hier währte ich Sontag, der so viel für die Bibliothek der Technischen Universität Berlin getan hat, auf der Höhe seines Schaffens als Autor. Tatsächlich aber hat er zu dem dicken Buch nur ein Vorwort von einer dreiviertel Seite beige-steuert. Zu spät erkannte ich, einem Irrtum aufgesessen zu sein. Zwar sind viele namhafte Bibliothekare zugleich bedeutende Publizisten. Doch muss natürlich ein guter Bibliothekar nicht auch ein hochmöglicher Autor sein. Diese eigentlich naheliegende Einsicht kam reichlich spät und ungelegen dazu, denn damit war mein erster Plan für eine Dankesrede gescheitert. Ich würde, so wurde mir klar, hier vor Ihnen nicht von Helmut Sontag handeln können, sondern über mich sprechen müssen. Über das, was ich Bibliotheken verdanke. Da ein solcher Bericht verlangt, oft „ich“ zu sagen, ist es ein schrecklich eitles Unterfangen.

Bibliotheken können wie Gebirgszüge sein. Oder wie Karrieren, die man mit ihnen macht. Es geht mit Glück immer höher hinauf. Stadtteilbücherei, Stadtbibliothek, Landes- und Universitätsbibliothek, zuletzt Nationalbibliothek. Aus Hügeln werden Massive. Die kleine Stadtteilbücherei steht am Anfang. Sie bestimmt die Jugend. Wer als Kind leidenschaftlich liest, kommt nicht umhin, ihre Bekanntschaft zu pflegen, denn immer gibt es Bücher, die man gern haben möchte, die einem aber niemand kauft und die man darum leihen muss. Ich erinnere mich lebhaft, mit zehn Jahren eine Indianergeschichte aus der Feder von Lieselotte Welskopf-Henrich geschenkt bekommen zu haben, eine ungewöhnliche, sehr realistisch wirkende Story, die ich fast noch gieriger verschlang als meinen geliebten Karl May. Erst als der Appetit geweckt war, stellte sich heraus, dass es noch mehr von dieser Droge gab. Sechs Bände umfasste der Romanzyklus um den Häuptlingssohn vom Stamme der Dakota. Nur den ersten besaß ich. Uns woher nun die anderen fünf nehmen? Sie standen, vielfach nachgefragt, in unserer Stadtteilbücherei. Die Lesesucht konnte gestillt werden, die Erregung fand ihr Objekt. Ach, wären doch alle Dealer so harmlos die Bibliothekarin damals, die am Ausgabeschalter darauf achtete, dass der Knabe Güntner nur jugendfreies Opium auslieh.

Die Beziehung zu dieser kleinen Bücherei war recht innig. Strategisch günstig lag sie in einer Nebenstraße des Schulwegs. Den Eingang teilte die Bücherei mit dem Einwohnermeldeamt des Stadtteils, das damals noch nicht Bürgeramt hieß, sondern Ordnungsamt. Irgendwie passte

das. Hinter dem Eingang rechter Hand wurden Adressen und Identitäten sortiert, links die Bücher. Verlässliche Ordnung herrschte hier wie dort, zugleich waren es Startrampen für Grenzüberschreitungen. Das Ordnungsamt stellte die Pässe aus, die für Reisen ins Ausland nötig waren; in der Bücherei bekam man die Romane, welche die Phantasie in die Ferne schickten.

In der gymnasialen Oberstufe erhielt unsere Klasse eine neue Gemeinschaftskundelehrerin, frisch von der Uni, eine hübsche Frau, der man als Schüler zu imponieren suchte, indem man sie intellektuell überraschte. Es waren die späten siebziger Jahre, der Sozialismus war noch nicht so diskreditiert wie heute, die Lehrerin kündigte an, mit uns den Marxismus durchnehmen zu wollen. Dann wollte sie unser Vorwissen prüfen. Alle mussten aufschreiben, was sie unter Marxismus verstehen, und während meine Mitschüler den üblichen Sorgen vor der roten Gefahr aus dem Osten freien Lauf ließen, also das repetierten, was sie zuhause am Abendbrottisch oder in den Fernsehnachrichten mal eben so aufgeschnappt hatten, skizzierte ich den Sozialismus in seinem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, schrieb von Dialektik und Widerspiegelungstheorie, von Überbau und Unterbau und dem Gang der Geschichte nach historischen Notwendigkeiten. Das trug mir die höchst erwünschte Aufmerksamkeit der Lehrerin ein, sehr zum Neid der anderen Jungmänner in der Klasse. Dabei war ich wenige Tage zuvor noch genauso marxismus-unkundig wie sie gewesen, hatte aber zwischenzeitlich eine im Diesterweg-Verlag erschiene Broschüre zum Thema konsultiert, die als Begleitmaterial für Proseminare konzipiert worden war. Und woher stammte das hilfreiche gute Stück? Ja, genau, aus meiner üblichen Quelle. Womit bewiesen wäre, dass selbst kleine Stadtteilbüchereien dabei helfen können, in den Wirren der Pubertät beim anderen Geschlecht Punkte zu sammeln.

Der Übergang von der lokalen Stadtteilbücherei zur zentralen Stadtbibliothek war leicht und bot wenig Überraschungen. Das Angebot war größer, die Karteikästen waren umfangreicher, die Verbuchung der auszuleihenden Titel wirkte etwas professioneller. Na und? Dass man in eine wirklich andere Sphäre aufstieg, diesen Eindruck vermittelte erst die Benutzung der Landesbibliothek. Vorher hatten mehr oder weniger alle Bücher im Freihandbereich gestanden. Nun waren die meisten Titel im Magazin, und der Nutzer musste Bestellzettel ausfüllen. Das war einerseits lästig, andererseits seriöser, wissenschaftlicher. Die große Überraschung kam, als einem die ersten Bände am Schalter ausgehändigt wurden. Die Bücher waren ja so nackt, wie der Buchbinder sie schuf! Sie kamen ohne Schutzumschlag und die darauf sitzende, aus den Büchereien gewohnte, stets leicht klebrige Schutzfolie! Ein vertiefter Umgang mit der Materie ergab, dass dies der Würde des Buches entsprach. Ein Schutzumschlag ist ein Werbeumschlag. Er gehört entfernt, sobald das Buch das heimische Regal erreicht hat. Bucheinbände wollen gesehen und anerkannt und nicht auf ewig unter Schutzumschlägen verborgen sein. Dass in der Landesbibliothek ein Leinenband dem Leser als Leinenband ausgehändigt wurde und eben nicht als klebriger Schutzfolienträger, dies zeigte, dass man hier als Leser reiferen Grades angesehen wurde. Als Leser von Geschmack und Verstand, der weiß, was sich gehört, der nicht beim Frühstück mit seinen Marmeladenbrötchenfingern nach dem Buche greift. Einer, der die Kunst des Buchbinders zu schätzen versteht.

Im Prinzip meine ich ja, in die Kreise eine solchen würdigen Leserschaft längst aufgestiegen zu sein. Blicke ich dann aber auf meine Bücherregale zuhause, so stehen dort noch immer reihenweise Bände im pöbelhaften Schutzumschlag statt in der dezenten Gediegenheit ihres Einbandes. Und ich frage mich, meine Damen und Herren Bibliothekare hier im Saal, wie das wohl in Ihren Bücherdepositorien daheim aussieht. Sie sind doch Buchumgangsprofis. Haben Sie, wie es sich gehört, alle Schutzumschläge weggeschmissen? Ich hätte nicht übel Lust,

einmal für eine Recherche bei Ihnen vorbeizuschneien. Ich stelle mir schon die Schlagzeile bei uns im Feuilleton vor: „Bibliothekare zeigen ungenügendes Einbandbewusstsein.“

Mit dem Umzug nach Leipzig im vorigen Jahr hat meine bibliothekarische Bergwanderung das imposante Zentralmassiv erreicht. Höher hinauf als in eine Nationalbibliothek geht's in Deutschland nimmer. Ich könnte nun einige Schwächen dieser Bibliothek bekritteln, die ich gern bei ihrem alten Namen nenne, nämlich Deutsche Bücherei. Schwächen zumal in der Ausleihe und im Online-Verkehr. Was Benutzerfreundlichkeit angeht, könnten die Leipziger bei meinem Laudator Georg Ruppelt, der erst in Wolfenbüttel und dann in Hannover die Schranken zwischen Bibliothek und Publikum abgebaut hat, einiges lernen. Aber die Leipziger besitzen etwas, um dessentwillen man ihnen manches nachsieht, und das ist der historische Lesesaal. Herzerwärmend, ja regelrecht beglückend ist dieser Raum mit seiner dunklen Täfelung im unteren Bereich, mit seiner Galerie, den schmalen hohen Fenstern, den in Reih und Glied stehenden Arbeitstischen mit Schubladen und Platz für zwei Leser, den Tischlampen mit ihren grünen Schirmen. Als die noch nicht ausgepackten Umzugskartons im vorvorigen Sommer unsere Wohnung blockierten, floh ich aus dem Chaos zuhause in dieses Refugium der Buch-Andacht, gesellte mich unter die schweigenden, leise blätternden oder in mitgebrachten Laptops Notizen machenden Nutzer und genoss meine kleine, leider auf 22 Uhr befristete Emigration.

Dies bringt mich auf einen Punkt, der bei Bibliotheken nicht übersehen werden darf: ihre Aufenthaltsqualität. Bibliotheken müssen einladend sein, nicht nur für die Emsigen, auch für die Müßiggänger. Als ich noch ein Teenager war, bot das Entree der Stadtbibliothek meiner Heimatstadt immer auch lesefreudigen Obdachlosen einen gewissen Unterschlupf. Dort hingen die von der Bibliothek abonnierten Zeitungen und Zeitschriften, dort konnte man sich niederlassen, ohne gleich vertrieben zu werden, sofern man sich manierlich verhielt. Dort konnte man die Neue Zürcher Zeitung lesen, die erstens selten zu kriegen und zweitens teurer war als die heimischen deutschen Blätter, und deren Korrespondent ich mittlerweile bin. Vielleicht ja auch wegen damals.

Die von stagnierenden, de facto also schrumpfenden Etats der öffentlichen Hand für Bibliotheken haben die Landschaft verändert. Besonders das Netz der kleinen Stadtteilbüchereien, dieser Lese- und Buchfindeorte meiner Kindheit, ist nicht mehr so dicht wie einst. In Leipzig etwa ist ihre Zahl seit 1990 von rund vierzig auf dreizehn zurückgegangen. Zugleich aber profitierten auf nationaler Ebene die großen Häuser von teils spektakulären Um- und Neubauten, man nehme nur, als sehr verschiedene Exempel, die Stadtbibliothek in Ulm, die Deutsche Bibliothek in Frankfurt oder die sensationelle Architektur der neuen Universitätsbibliothek in Cottbus. Unwillkürlich musste ich, als mir solche aufwändigen und prestigeträchtigen Bauten einfielen, an die sogenannte Renaissance der Bahnhöfe denken. Der Vergleich war schon insofern nicht abwegig, als wir uns mit beiden, mit Büchern wie mit Zügen, auf die Reise in die Ferne begeben können. Und stimmte die Analogie nicht auch im Blick auf die Bauten? Entspricht hier nicht dem Glanz der aufgemotzten Hauptbahnhöfe in den Metropolen, denen das Elend der heruntergekommenen kleinen Bahnhöfe schauerhaft kontrastiert, die prächtige Aufrüstung einiger neuer großer Bibliotheken, die wiederum vom Niedergang der Stadtteilbüchereien begleitet sind?

Die Antwort, und damit möchte ich schließen, lautet: Nein, die Gleichung von deutschem Bahn- und Buchverkehr geht keineswegs auf. Ich brauche nur bei uns in der Leipziger Südvorstadt die Stadtteilbibliothek zu besuchen und sehe eine sicher nicht übermäßig reiche, aber doch solide, 1994 neu ausgestattete und gut besuchte Einrichtung. Der nächstgelegene kleine Bahnhof jedoch, im benachbarten Stadtteil Connewitz, bietet in Verfall und

Verwahrlosung einen geradezu gespenstischen Eindruck. Die Unterschiede in Qualität und Bürgernähe sind evident. Die deutschen Bibliotheken wollen, anders als die Deutsche Bahn, nun einmal nicht an die Börse, sie haben keinen Herrn Mehdorn an ihrer Spitze und würden auch nicht auf die Idee verfallen, ihrer Kundschaft einen „Bedienzuschlag“ abzuverlangen. Ich hoffe sehr, dass dies so bleibt.